

Liebe Freundinnen und Freunde,

sehr verehrte Damen und Herren! (wenn nötig! sonst Genossinnen und Genossen, Kolleginnen und Kollegen)

Wir, das sind Frank Deppe und ich, wurden gebeten, zur Eröffnung dieses Festes aus Anlass des 50-jährigen Bestehens des Frankfurter Club Voltaire über „Zielpunkte der Linken“ zu sprechen. Wir haben das so verstanden, dass die „Ziele der Linken“ stets auch in die Geschichte dieses halben Jahrhunderts und die Rolle des Club Voltaire in ihr (die wir selbstverständlich überhaupt nicht in einer halben Stunde abwickeln können) eingebunden sind: es gibt allgemeine Ziele der Linken, die im Wechsel der Perioden und Ereignisse immer auch ihre Identität ausmachen, und es gibt Ziele, Kämpfe, theoretische und strategische Debatten, Verarbeitung von Erfolgen und Niederlagen, die ganz spezifisch an die konkreten Zeitumstände gebunden sind. Wir wollen versuchen, diesen beiden (durchaus spannungsreichen) Dimensionen (für den Historiker geht es dabei u.a. um die Spannung zwischen Struktur- und Ereignisgeschichte) gerecht zu werden, konzentrieren uns dabei aber

a) auf den Anfang bzw. den „Ursprung“, und

b) auf Gegenwart und Perspektiven, die natürlich auch durch diese lange Geschichte und die in ihr bewahrten Erfahrungen und Erkenntnisse angereichert sind.

Frank Deppe kann heute leider nicht hier sein. Er kandidiert in Berlin für den Vorstand der Rosa-Luxemburg-Stiftung, was seine Anwesenheit dort erfordert. Wir haben den Text dieses Vortrages zusammen konzipiert und geschrieben. Frank, der ja nun (seit den frühen 60er Jahren aus Marburg) „Weggefährte“ von Heiner Halberstadt und damit dieser 50-jährigen Geschichte des Clubs und seines politischen Umfeldes ist, wäre wirklich sehr gerne dabei gewesen – so überbringe ich in seinem Namen dem Club und denjenigen, die sein Leben und Überleben möglich gemacht haben, ganz herzliche und solidarische Glückwünsche! (vielleicht noch einen zweiten Tusch auf die Else und den Heiner; denn es ist schon ein großes (und durchaus seltenes) Glück, dass über einen solch langen Zeitraum individuelles Engagement und ein erfolgreiches politisches Projekt zusammenwirken).

(a) Wir beginnen mit einem kurzen Blick auf das Jahr 1962. Die Jahre 1961/62 bilden einerseits den Höhepunkt des Kalten Krieges – und andererseits bilden sie Ausgangspunkte für die Übergänge zur Entspannungspolitik, die sich dann ab Ende der 60er Jahre durchsetzte.

August 1961: der Bau der Berliner Mauer, am Checkpoint Charly stehen sich US-amerikanische

und sowjetische Panzer gegenüber, die antikommunistische Stimmung ist im Westen erreicht ihren Höhepunkt;

Oktober 1962: die Kuba-Krise – mehr noch als im August 61 wird jetzt die unmittelbare Gefahr eines Atomkrieges zwischen den Großmächten, das Leben an der „Schwelle“ des Atomkrieges für kurze Zeit zur Alltagserfahrung.

Auf der Ebene der internationalen Politik ist es aber gerade diese extrem gefährliche Zuspitzung, die die Einsicht fördert:

- a) dass ein Atomkrieg eine unvergleichliche Katastrophe für die Menschheit bedeuten würde,
- b) dass im Kalten Krieg keine Seite ihre Ziele mit militärischen Mitteln erreichen kann,
- c) dass die Welt durch Verhandlungen und Abkommen zwischen den Kontrahenten (sowohl über Rüstungsbegrenzungen als auch über Konfliktherde, wie z. B. die Deutschlandfrage zu dieser Zeit oder die Schaffung atomwaffenfreier Zonen) sicherer gemacht werden muss.

Während so in den Beziehungen zwischen den Großmächten und den Blöcken erste Zeichen der Entspannung registriert werden, spitzen sich die Konflikte in der sog. III. Welt dramatisch zu: die kubanische Revolution, der Algerienkrieg und die Befreiungsbewegungen in den portugiesischen Kolonien, vor allem aber der Vietnam-Krieg, in den sich die USA im Laufe der 60er Jahre militärisch immer tiefer verstricken. Imperialistische Gewalt – verbunden mit entsetzlichen Verbrechen und Gewalttaten – tobt sich an der Peripherie aus, während im Zentrum die wechselseitige Bedrohung durch immer neue Atomwaffen- und Raketensysteme zumindest die (durch Angst vor Vernichtung verstärkte) Bereitschaft fördert, über die Vermeidung von Kriegen zu reden. Dennoch: der Wahnsinn dieser „atomaren“ Logik war nicht nur für Intellektuelle – wie Robert Jungk, Hannah Arendt oder Jean-Paul Sartre, (der wie Heiner Halberstadt zu erzählen weiß, ja auch einmal Gast im Club Voltaire war) – zu durchschauen; er forderte auch die Kritik durch die Friedensbewegung und – etwas später – durch die Anti-AKW-Bewegung heraus!

Die Linke befand sich 1962 an einem (fast beispiellosen) Tiefpunkt. Wolfgang Abendroth schrieb in diesem Jahr in einem Artikel mit der Überschrift '„Bilanz der sozialistischen Idee“ in der Bundesrepublik: „Sozialistisches Denken ist ... in kleine Zirkel zurückgeworfen, die keinerlei größere gesellschaftlichen Einflussmöglichkeiten besitzen und aus der Diskussion der offiziellen Presse und aus den öffentlichen Auseinandersetzungen der Machträger in der Gesellschaft

ausgeschlossen sind“ (456). Rekapitulieren wir ganz knapp: KPD-Verbot und Kommunistenverfolgung (nach dem Bau der Berliner Mauer wirkte der Antikommunismus mit quasi-totalitärer Macht¹); die Linken nach Godesberg aus der SPD herausgedrängt (nicht nur im Zusammenhang der „Unvereinbarkeitserklärung“ gegenüber dem SDS und seinen Förderern, von denen es hier in Frankfurt nicht wenige gab) suchten nach neuen Möglichkeiten, sich zu organisieren. Die DFU, (im antikommunistischen Volksmund: „Die Freunde Walter Ulbrichts“ genannt) erreichte bei den Bundestagswahlen 1961 (*immerhin*, sagten wir später, als eine Null vor dem Komma stand) 1,9 Prozent. Links von der weit nach rechts gerückten SPD war politisch – so hat Jürgen Seifert einmal formuliert – „der Abgrund“, nicht nur, was berufliche Karrieren betraf; hier herrschte auch das Reich der Überwachung, Bespitzelung und Verfolgung durch die Geheimdienste, über die heute – von einigen mit geheucheltem Erstaunen – festgestellt wird, dass sie (wie die politische Justiz) – nicht nur an ihrer Spitze – von alten Nazis und SS-Leuten durchsetzt waren.

Die westdeutsche Linke – noch 10 Jahre zuvor in den Auseinandersetzungen um die antifaschistisch-demokratische Neuordnung nach dem Sieg über den Faschismus eine bedeutende gesellschaftliche und politische Kraft² - litt an ihrer Randstellung und ihren Niederlagen. Die versprengten Kräfte der Sozialisten (außerhalb und innerhalb der SPD), die Linken aus den Gewerkschaften (wo viele „überleben“ konnten, z. B. bei der IG Metall oder der kleinen IG Druck und Papier), der Kommunisten, der intellektuellen Linken trafen sich mit kirchlichen Friedensgruppen bei den Ostermärschen, die von Jahr zu Jahr größer wurden. Im Jahr der Gründung des Club Voltaire gab die sog. „Spiegel-Affäre“ den Anstoß für eine Gegenbewegung, für eine kritische Öffentlichkeit, die sich gegen Adenauer und Franz Josef Strauß, der als Verteidigungsminister zurücktreten musste, für die Pressefreiheit einsetzte. Der SDS entwickelte sich in den 60er Jahren nicht nur an den Hochschulen, sondern auch in den Bewegungen der sog. „APO“ (Außerparlamentarische Opposition: Friedensbewegung, Anti-Vietnam-Bewegung und Bewegung gegen die Notstandsgesetze) zu einer treibenden Kraft, die für den Aufschwung der Bewegungen des Jahres 1968 von außerordentlich Bedeutung war.

Im Zusammenhang dieser (durchaus international wirksamen) Prozesse entwickelte sich eine politische Kultur, in der vor allem jüngere Menschen das Bedürfnis empfanden, aus dem

¹Frank Deppe erinnert sich an a) eine Wahlveranstaltung der DFU im September 1961 in dem Kinosaal „Drei Lilien“ in Bornheim, wo Ellen Weber und Lorenz Knorr von einer wütenden Meute niedergebrüllt wurden, und b) an eine Nacht in Sachsenhausen nach dem 13. August, als Äpfelwein-getränkte Teilnehmer einer vom Magistrat auf dem Römerberg einberufenen Protestkundgebung gegen die Mauer in Berlin grölten: „Freiheit für Berlin und Adolf Eichmann!“ - zu dieser Zeit fand in Israel der Eichmann-Prozess statt.

²Und dies in Nachbarländern mit einer starken KP (wie in Italien und Frankreich) oder einer sozialdemokratischen Partei mit einem starken linkssozialistischen Flügel (wie in Skandinavien oder in England) immer noch war!

„stählernen Gehäuse“ des Denkens (aber auch der Konventionen) in den Kategorien a) des Kalten Krieges, und b) des sog. „Wirtschaftswunders“ auszubrechen³. Insofern hatte sich dann doch in relativ kurzer Zeit jene Hoffnung erfüllt, die Wolfgang Abendroth am Ende des gerade erwähnten Artikels aus dem Jahre 1962, dem Jahr des absoluten Tiefpunktes der Linken in Westdeutschland, wie folgt zusammenfasste: „Gelingt es den versprengten Intellektuellen, den überlebenden Köpfen der alten Arbeiterbewegung und der kritischen Jugend, die sozialistisches Denken wieder lebendig machen will, ein geistiges Zentrum zu gemeinsamem Denken, zu gemeinsamer Analyse der gesellschaftlichen und politischen Situation der Bundesrepublik zu schaffen, so besteht wenig Grund, daran zu zweifeln, dass die gegenwärtige Ausschaltung sozialistischen Denkens in Deutschland genauso überwindbar sein wird wie seine Ausschaltung zwischen 1933 und 1945“ (462).

Der Club Voltaire (der „Club der Clubs“ oder: „die Mutter aller Clubs“, die sich bis 68/69 an vielen Orten etablierten) wurde – ohne dass es den Initiatoren wirklich bewusst sein konnte – in eine Zeit des Übergangs gegründet, die dann ab 1967 deutlich zu erkennen war. Schon im Namen drückt sich aus, dass – wie es der junge Marx 1844 postuliert hatte – „das Schmettern des gallischen Hahnes“ wieder einmal einen „deutschen Auferstehungstag“ verkünden möge; denn die „deutschen Zustände“ (im Vormärz wie heute, möchte man hinzufügen) „stehn unter dem Niveau der Geschichte, sind unter aller Kritik“, deshalb: „Krieg den deutschen Zuständen!“ (MEW 1: 380 u. 391). Im Archiv des Clubs ist nachzulesen, dass es ein französischer Genosse war, der den Namen Voltaire vorschlug. Auf diese Weise sollte an die Aufklärung erinnert werden (es gab auch radikalere Aufklärer als Voltaire, der doch gerne mit den Mächtigen seiner Zeit kokettierte) – an die Aufklärung als Voraussetzung, als Bedingung der Großen Französische Revolution von 1789, mit der jener Anspruch – „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit = Solidarität“ – in die Welt gekommen war, hinter den auch die Linke im 21. Jahrhundert niemals zurückfallen darf.

Und dann war da noch die Idee des Clubs, die ja nicht allein durch das Vorbild des Jakobinerclubs inspiriert war. Die Clubs waren Vorläufer der Parteien. Für das Bürgertum waren die Salons Orte der politischen und kulturellen Kommunikation; nach 1789 bildeten sich in Paris und Frankreich in den Komitees, den Bürgerversammlungen der Sektionen und den politischen Clubs ein reges, basisdemokratisches Leben. Links von dem Jakobinerclub, dessen Name „Société des Amis de la Constitution“ (also: Gesellschaft der Freunde der Verfassung) war, gab es z. B. den Club des Cordeliers um Marat und (anfänglich) Danton, der sich für die – wie es damals hieß – „unteren

³Dazu kam die Rebellion gegen die Konventionen, das Denken und die Erziehungsstile der Elterngeneration, die durch den Faschismus geprägt waren. Hinweis auf die Rock 'n Roll- Krawalle („Halbstarke“, James Dean, Marlon Brando: Lederjacke und Motorrad)

Volksschichten“ des „kleinen Volkes“ („petit peuple“) geöffnet hatte, eine enge Verbindung zur Sansculotten-Bewegung hielt und eine wichtige Rolle bei der Vorbereitung revolutionärer Aufstände spielte. Die Clubs waren auch frühe Formen der Räte, die in den Revolutionen des frühen 20. Jahrhunderts eine Rolle spielten. In unserem Club Voltaire tummelten sich – vor allem im Jahr 1968 und kurz danach – nicht wenige Marats und Dantons (Robespierre lassen wir mal außen vor!). Mit anderen Worten: der Club war – Frank Deppe erinnert sich an die sog. „Osterunruhen“ des Jahres 1968 – der Ort, wo vor und nach den großen Demonstrationen und der Blockade der Druckerei in der Frankenallee alle wichtigen Beratungen der Führer (wie z. B. Hansjürgen Krahl, Günter Amendt) stattfanden, aber auch die Älteren (wie Abendroth, Heiner) dabei waren.

Die Idee des Clubs ist auch heute noch tragfähig, wenn sie auch immer wieder auf der Höhe der Zeit erneuert und gefüllt werden muss. Wir befinden uns heute in einer Zeit, die ebenfalls von vielen als Aufbruchs- oder Übergangsperiode empfunden wird. „Das Alte stribt“, so einst Gramsci, aber „das Neue“, die Alternative, ist noch längst nicht wirkungsmächtig. „Zeit der Übergänge – aber wohin“ lautet ein Schwerpunkttitle der Zeitschrift „Das Argument“ aus dem Jahr 2011.

(b) Die Krise der alten Linken, die vor allem nach 1989 – 1991 geradezu vernichtend getroffen wurde, wirkt immer noch nach. Wolfgang Abendroths Diagnose von „kleinen Zirkeln“, in denen linke Theoriedebatten stattfinden, scheint heute vielleicht noch aktueller als 1962. In der Großen Krise seit 2008 hat die Legitimation des neoliberalen Regimes und des globalen Finanzmarktkapitalismus zwar einen schweren Schlag hinnehmen müssen. Dennoch: der „Triumph gescheiterter Ideen“ (so Steffen Lehndorff im Anschluss an Colin Crouch), das heisst: der Übergang zur Austeritätspolitik und Fiskaldiktatur, die nunmehr – unter deutscher Führung – gegen Demokratie und nationale Souveränität exekutiert wird, eröffnet eine neue Phase sozialer und politischer Auseinandersetzungen in Europa. Neue Formen des sozialen Protestes und Widerstandes verbinden sich mit den klassischen Formen von Streiks und Generalstreiks – vor allem in den südlichen Ländern. Die „multiple Krise“, in der sich – in globalen Dimensionen – soziale, ökonomische, ökologische und kulturelle Dimensionen verschränken und wechselseitig verstärken, fordert die Linke heraus, den Widerstand gegen die unmittelbaren Folgen der Fiskaldiktatur und des damit verbundenen Abbaus der Demokratie zu verbinden mit Perspektiven einer Veränderung der gesellschaftlichen und politischen Macht- und Lebensverhältnisse, die über den Kapitalismus hinausgehen. Dazu bedarf es zweifellos einer breiten Debatte, die nicht nur „gute Arbeit“, sondern auch die vielfältigen Facetten eines „guten Lebens“ ausleuchtet. Gewiss braucht es dazu starke Gewerkschaften, starke soziale Bewegungen und sicher auch Parteien der Linken, die nicht nur die

Öffentlichkeit des Parlaments für propagandistische Zwecke zu nutzen verstehen, sondern die auch an der Veränderung von realen Machtverhältnissen mitwirken können.

Der Club ist auch heute ein unverzichtbarer Ort des Austauschs und der gemeinsamen politischen Willensbildung der in verschiedenen Bereichen tätigen Akteure – ein Ort, an dem auch die utopischen Dimensionen des sozialistischen Projektes, das immer ein Projekt radikaler Demokratie sein muss – vor allen in der kulturellen Arbeit – lebendig bleiben. Auch heute – gerade heute – werden Orte benötigt, an denen freie Diskussion und der Austausch von unterschiedlichen Erfahrungen möglich ist. Wenn oben gesagt wurde, dass die historischen Clubs in Frankreich, Vorläufer von politischen Organisationen und Parteien waren – bekanntlich bedeutete „Partei“ noch im Jahr 1848, als Marx und Engels das „Manifest“ schrieben, etwas völlig anderes als heute (eher Strömung als Organisation) – so bedeutet dies eben nicht, dass sie durch andere Organisationsformen überflüssig würden. Gerade deshalb, weil sie keine strenge Organisationsdisziplin aufbauen (müssen), weil sie nicht, wie noch in der französischen Revolution, die Körperschaften sind, in denen die entscheidenden Machtkämpfe ausgetragen werden und aus deren Kreis sich die Abgeordneten der Parlamente rekrutieren, können sie eine wichtige Kontroll- und Vermittlerfunktion ausüben.

Auf Hans-Jürgen Urban geht die regulative Idee einer „Mosaiklinken“ zurück: Das Mosaik besteht aus Einzelteilen. Die Fugen werden nicht kaschiert. Und doch finden sich die einzelnen Steinchen zu einem stimmigen Bild zusammen. Auf die Linke von heute übertragen bedeutet dies: Verschiedene Traditionen, Prioritäten und Vorstellungen von politischer Praxis müssen ins Gespräch miteinander kommen. Anders als beim wirklichen Mosaik gibt es keinen Fliesenleger, der das Bild zusammensetzt. Die „Steinchen“ müssen sich schon selbst bewegen. Dies setzt voraus, dass eine Diskussionskultur entsteht, in der keine Organisation beansprucht, die Avantgarderolle zu übernehmen, in der auch die Unterschiede respektiert werden. Gerade hier können Clubs und Salons, in denen keine politische Organisation das „Hausrecht“ besitzt und die doch nicht einfach ein „neutrales Feld“ sind, eine Rolle spielen.

Schaut man sich nur den Veranstaltungskalender des Club Voltaire in einem beliebigen Monat an, so fällt sofort ins Auge, wie vielfältig das Angebot ist, wie viele Initiativen und Gruppen ihn als Treffpunkt nutzen. Immer wiederkehrende Schwerpunkte sind fraglos und zu Recht die Geschichte der Linken in Deutschland – nicht nur in der Bundesrepublik – und die Aufarbeitung des Faschismus. Darüber hinaus zeigt das beeindruckende Spektrum von Vorträgen zu gewerkschaftlichen Fragen, zum Feminismus, zur Ökologie und in letzter Zeit natürlich auch zu den Auswirkungen der Krise, dass der Club immer am Puls der Zeit geblieben ist und sich dem

Verständnis der Gegenwart ebenso verpflichtet weiß wie einer Erinnerungskultur von unten, die das in der veröffentlichten Meinung so häufig verdrängte Erbe der linksozialistischen und kommunistischen Bewegungen des zwanzigsten Jahrhunderts wach hält. Vor allem einen Aspekt möchten wir zum Ende hin jedoch hervorheben: Der Club Voltaire ist einer der wenigen Orte, an denen politische Initiativen und kritische Wissenschaft nicht – wie bei so vielen Tagungen und Gruppentreffen – im eigenen Saft ihrer „Diskurse“ schmoren. Neben Vorträgen und Diskussionsveranstaltungen, Parties und dem alltäglichen Kneipenbetrieb gehören Lesungen und Konzerte (im Hinblick auf Frank Deppe ist hier insbesondere auf den Jazz zu verweisen), offene Bühnenabende und Ausstellungen untrennbar zum Club. Vor einigen Wochen verwies Heiner Halberstadt am Rande eines wunderbaren Konzerts zum fünfzigsten Todestag von Hanns Eisler, darauf, wie wichtig es für die Linke sei, auch künstlerisch wieder in die Offensive zu kommen. Eine Gegenöffentlichkeit und Gegenkultur von unten kann auf Musik, Literatur, Theater, Film und bildende Kunst ebenso wenig verzichten wie auf Wissenschaft und unmittelbare politische Aktionen. Dies mag wie eine Trivialität erscheinen. Selbstverständlich ist es keineswegs.

Zurecht amüsierte sich Manfred Wekwerth kürzlich über die bei vielen Veranstaltungen übliche Unterscheidung zwischen einem „inhaltlichen Teil“ und einem „kulturellen Rahmenprogramm“, bedeutet sie doch nicht nur, dass dem „Kulturellen“ abgesprochen wird „inhaltlich“ zu sein, sondern auch, dass sich „das Inhaltliche“ (zumeist „Wissenschaftliche“) selbst aus der Kultur ausklammert. Charakteristisch für den Club Voltaire ist, dass er eine solche Trennung der Sphären nie akzeptiert hat. Wekwerths Schilderung beschreibt dennoch ein für die Gegenwart beinahe typisches Symptom: Zur strukturellen Defensive der Linken heute gehört auch, dass viele prägende Debatten abgerissen, viele einstmals bestehende Kommunikationskanäle verstopft sind. Nicht nur in der Weimarer Republik und in den großen – durch die Stalin-Schdanowsche Kulturpolitik freilich schrecklich überschatteten – Debatten des Exils, auch noch in der Zeit des Kalten Krieges und der Systemkonkurrenz bestand ein reger Austausch – mitunter auch ein erbitterter Streit – zwischen linken Intellektuellen, bei dem es ganz gleichgültig war, ob es sich um Schriftsteller, Soziologen, Musiker oder Philosophen handelte, die sich hier verstanden oder bekämpften. Kristallisationspunkte der Debatte waren – ob sie dies wussten und wollten oder nicht und wie borniert mitunter auch ihre kulturpolitischen Vorstellungen waren – nicht zuletzt die Kommunistischen Parteien. Noch heute ist ein Nachhall davon zu spüren, wenn man über das UZ-Pressfest geht. Öffentliche Begegnungen zwischen Künstlern und Wissenschaftlern sind heute jedoch seltener geworden. Auch die Wiedergewinnung der einstmals bereits erreichten Debattenkultur gehört zu den Aufgaben eines linken Mosaiks, für das Orte wie der Club Voltaire unverzichtbar ist.

Wie lässt sich nun von der Vergangenheit und Gegenwart der Linken und des Club Voltaire ein Bogen in die Zukunft schlagen? Da Frank Deppe und ich keine Propheten sind, fällt uns gerade diese Aufgabe nicht leicht. Noch kann niemand sicher sagen, welche Wendungen und Veränderungen die gegenwärtigen Krisenprozesse bringen werden und ob die regulative Idee einer Mosaiklinken dereinst als der fromme Wunsch einiger unverbesserlicher Optimisten oder als ein neuer Anfang interpretiert werden wird.

Anlässe zum Pessimismus gibt es sicherlich nicht wenige: So lebendig die eingangs erwähnten Protestbewegungen in den südlichen Ländern Europas sind, so friedhofsruhig scheint die Lage hier, von den vielen – keineswegs nur in Ungarn zu beobachtenden – Anzeichen zur Wiederbelebung autoritärer Formen von Herrschaft ganz zu schweigen.

Bei Lichte betrachtet gibt es aber auch hinreichend viele Anlässe zum Optimismus. So wurde in der bisherigen Krise gerade auch in Wissenschaft und Kunst bereits manche Tür geöffnet. Nicht nur existiert heute etwa im Bereich der Literatur eine lebendigere politische Debatte als noch vor zehn Jahren, auch in Soziologie und Politikwissenschaft wird wieder vermehrt über Fragen und mit Begriffen nachgedacht, die noch vor kurzer Zeit als Schnee von gestern bespöttelt wurden: So ist es nicht nur wieder selbstverständlich geworden von Kapitalismus zu sprechen, auch der Klassenbegriff wurde rehabilitiert. Mag es sich auch in der Provinz der deutschen Wirtschaftswissenschaft noch nicht herumgesprochen haben, so ist für Außenstehende die *Sinnkrise* – man verzeihe an dieser Stelle den Kalauer, an den Namen des Präsidenten des ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung zu erinnern – doch kaum zu übersehen.

Sicherlich ist es auch eine Frage des Gemüts, ob man die sporadisch aufflammenden Gegenbewegungen – von Seattle bis Occupy – als Zeichen einer Revitalisierung sozialer Auseinandersetzungen deutet oder ob man resigniert feststellt, dass es bislang im „Kopf der Bestie“ keineswegs gelungen ist, die zweifellos vorhandenen Impulse in eine kontinuierliche und programmatisch gefestigte politische Kraft zu überführen. Die Wahrheit liegt wahrscheinlich zwischen diesen beiden Polen. Für die Frage politischer Praxis ist es letztlich auch gar nicht so erheblich über die Zukunft zu spekulieren. Zum politischen Handeln gehört immer auch die Ungewissheit des Ausgangs. Als der erste Club Voltaire vor fünfzig Jahren in Frankfurt gegründet wurde – wir sagten es bereits oben – konnten die Initiatoren kaum wissen, welche Dynamiken die folgenden Jahre bestimmen würden und welche wichtige Rolle dem Frankfurter Club (und den in seiner Folge gegründeten Clubs an anderen Orten) zuwachsen würde. Schon allein, dass es den Club noch gibt zeigt, welche Bedeutung er auch heute noch besitzt. Wir wünschen dem Club daher nicht nur alles Gute zum fünfzigsten, sondern auch, dass sich – dies eine Mal – die Geschichte nicht

als Farce wiederholen und der Club erneut zum festen Bestandteil und vielleicht sogar zum Ausgangspunkt einer politischen, intellektuellen und künstlerischen Rückeroberung der Öffentlichkeit werden möge. Dies hätte er nun wirklich mehr als verdient.